

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

21. Jahrgang

Von C. Römer.

**Gemüsegarten.** Im September können noch Ansaaten von Feldsalat, Spinat, Korbkräutern etc. gemacht und Winterkohl und Winterfahat gepflanzt werden. Endwien werden gebleibt. Zur besseren Entwidlung von Seitenprossen wird die Gipselstospe an dem Rosenkohl ausgebrochen. Man beginne mit der Ernte der Zwiebel. Ebenso sind Frühkartoffeln, Bohnen, Schalotten, Knoblauch, wenn noch nicht gehehen, jetzt angehäumt zu ernten. Wo sich welles Spargelkraut zeigt, entferne und verbrenne man solches. Komposthaufen sind umzuarbeiten und neue anzulegen. Das Daden, Säen, Gießen, Jauchen wird zu Anfang des Monats, wo es noch tut, fortgesetzt. Man sorge für gute ausgelüftete und trockne Keller zum Verwahren der Gemüße für den Winterbedarf, überlege es sich, was gebraucht wird und suche das zuviel gut und

Tagd. Die Jagd auf den Rothhirsch beginnt. Derselbe tritt allmählich in die Brunst und fängt zu schreien an. Damhirsche sind feist und werden abgeschossen. Rehböde, nach der Brunst abgekommen, sind zu schonen, denn von der Brunst ist ihr Wildbretwert nur ein geringer. Dafür beginnt die Hasenjagd.

Engelsfischerei. Der Aalfang geht zu Ende. Der Fischfang wird mit der Spinn- und Schludangel eifrig betrieben, desgleichen werden auch alle anderen Methoden angewandt und liefern gute Resultate. Dorsch, Blöße, Bleie und Karpfen geben in diesem Monat gerne an die Grundangel und ist das Anfütern noch sehr anzuraten. Die Schongelt für Krebse beginnt, die Forelle setzt Laich an.



## Alte Emailletöpfe

werden mit Edden versehen und neu emailirt 61lg  
 Wegergasse **Wiesbadener Emailirwerk** Wegergasse  
 3. 3.



Nr. 200.

Mittwoch, den 29. August 1906.

21. Jahrgang

## Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Beilage

(Nachdruck verboten.)

„O, Sie waren früher in Lyon?“ fragte Didier. „Führten Sie dort die deutsche Korrespondenz?“

„Die deutsche, französische und englische Korrespondenz,“ erwiderte Theobald.

„Und wo in Deutschland ist Ihre Heimat?“

Theobald nannte einen Ort, der von seiner Vaterstadt weit entfernt lag.

Henry Didier nickte befriedigt und prüfte die Papiere nun mit größerer Aufmerksamkeit.

Die Tante plauderte unterdessen mit Leontine und beobachtete Cécilie, aber so verstohlen konnte dies nicht geschehen, daß Cécilie selbst es nicht bemerkt hätte.

Das schlaue Mädchen erriet sofort den Zweck dieser Beobachtung und zeigte für die Unterredung des Onkels mit Theobald kein Interesse mehr.

„Bitte, begleiten Sie mich,“ wandte Didier sich zu Theobald. „Natürlich können Sie nicht weiter dienen?“

„Nein, das ist mit dem lahmen Bein unmöglich.“

„Im übrigen sind Sie doch wieder hergestellt?“

„Gewiß.“

„Stehen Sie mit Ihren Verwandten und Freunden in Deutschland in regem Verkehr?“ forschte Didier weiter, während sie die Treppe hinunterstiegen.

„Ich habe keine Verwandten, und den einzigen Freund, den ich besaß, verlor ich im Feldzuge,“ antwortete Theobald, der in diesen seltsamen Fragen eine Bestätigung seines Verdachts fand und innerlich darüber triumphierte.

„So, so; na, ich frage nur deshalb, weil ich mit Deutschland in sehr lebhafter Geschäftsverbindung stehe und deshalb oft in die Lage komme, dort über neue Verbindungen Erkundigungen einziehen zu müssen. Mein früherer Korrespondent war mir durch seine ausgebreitete Verwandtschaft und Bekanntschaft in diesem Punkte sehr nützlich; indessen, das ist Nebensache.“

Sie waren in die Geschäftsräume eingetreten, die sich nicht so groß erwiesen, wie Theobald sie erwartet hatte; sie bestanden nur aus einem kleinen Kontor und einem etwas eleganter eingerichteten Kabinett, in dem auch der feuerfeste Geldschrank stand; ein besonderes Kassenzimmer und Lagerräume der Waren suchte Theobald vergeblich.

„Hier würde Ihr Platz sein,“ sagte Didier im Kontor. „Ich beschäftige nur zwei Herren, einen Buchhalter und einen Korrespondenten. Warenlager unterhalte ich nicht, da ich zumeist Kommissionsgeschäfte mache. Außerdem ist noch ein Hausdiener da, der die Ausgänge besorgt, und ich selbst arbeite fleißig mit. Wollen Sie nun die Güte haben, drei kurze Briefe zu schreiben, in englischer, französischer und deutscher Sprache? Ich werde daraus Ihre Kenntnisse ersehen, und da meine Nichte Sie protegiert, soll es mich um so mehr freuen, wenn ich Ihnen die erledigte Stelle geben kann.“ Ein freundliches Lächeln spielte dabei um seine Lippen.

Theobald hatte ihn ohne seinen Verdacht für den wohlwollendsten, liebenswürdigsten Menschen gehalten.

Didier zündete das Gas an und winkte dem jungen Mann, am Pult Platz zu nehmen; er selbst wanderte, eine Zigarette rauchend, langsam auf und nieder. „Unsere Geschäftsstunden sind dieselben, wie sie in Lyon gewesen sein werden,“ sagte er, „von morgens neun bis abends fünf Uhr, in der Mittagsstunde Pause zum Frühstück.“

„Wohnung und Beköstigung geben Sie nicht im Hause?“ fragte Theobald, während er die Feder rasch über das Papier gleiten ließ.

„Nein, ich hab's einmal versucht, wir waren alle zu sehr geniert, und für meine Schwester ist es eine Last, die ich ihr nicht zumuten mag. Sie finden hier eine passende Wohnung.“

Theobald überreichte ihm die Briefe.

Didier äußerte nicht nur seine volle Zufriedenheit, sondern auch seine Freude, endlich wieder einen tüchtigen Korrespondenten gefunden zu haben. „Ich zahle Ihnen für den Anfang 3000 Francs,“ sagte er, „nach einem halben Jahre reden wir weiter; Sie werden mich stets bereit finden, gute Dienste anzuerkennen und entsprechend zu belohnen, sind Sie damit zufrieden, so erwarte ich Sie morgen früh; Sie werden Arbeit genug vorfinden, denn in den letzten Tagen ist manches liegen geblieben.“

„Ich nehme ihr freundliches Anerbieten mit Dank an. Gestatten Sie mir nur noch, daß ich mich von den Damen verabschiede.“

„Ich würde Sie für den Abend einladen . . .“

„Nein, danke, Sie haben für heute Unruhe genug, und ich muß sorgen, daß ich ein Unterkommen finde. Mein Gepäck liegt noch auf dem Bahnhofe.“

„Finden Sie denn den Weg dorthin allein? Sonst begleite ich Sie.“

„Sehr gütig; aber ich will nicht länger stören. Ich nehme einen Wagen.“

„Den werden Sie ja ohnedies Ihres Gepäcks wegen nehmen müssen,“ meinte Didier, während sie die hellbeleuchtete Treppe wieder hinaufstiegen. „Lassen Sie sich in den Wiener Hof fahren. Sie wohnen dort sehr gut und nicht teuer; morgen können Sie sich nach einer Wohnung umsehen; vielleicht weiß Herr Labelle, unser Buchhalter, etwas passendes.“

Er öffnete die Tür zum Salon, in dem die Damen noch versammelt waren.

Theobald verabschiedete sich von der Tante mit einer höflichen Verbeugung; den beiden Mädchen bot er die Hand.

Cécilie wies lachend seinen Dank zurück. Sie drückte ihre Freude aus, daß ihr Freund und Reisegefährte so schnell eine Stelle gefunden habe; doch von der Hoffnung, ihn recht oft zu sehen, sprach sie nicht; sie sah ja den lauernden Blick der Tante. Theobald hatte diese Hoffnung in ihren dunklen Augen gelesen, wären seine Gedanken nicht anders beschäftigt gewesen.

Leontine warnte ihn durch einen bedeutungsvollen Blick.

„Ich werde noch einige Tage hier bleiben,“ sagte sie freundlich, doch kühl, „und die gütige Einladung meiner Freundin annehmen, um Brüssel kennen zu lernen.“

„Sie wollten ja ebenfalls eine Stelle hier suchen!“ warf Theobald überrascht ein.

„Vielleicht; jedenfalls reise ich vorher nach Hause, um Mama wiederzusehen.“

„Vor Ihrer Abreise sehe ich Sie wohl noch?“

„Gewiß, ich werde nicht vergessen, Ihnen Adieu zu sagen.“

Theobald verabschiedete sich nun auch von Didier, und Cécilie führte die Freundin in ihr Zimmer.

„Mir gefällt das alles nicht,“ sagte Tante Jeannette, als sie sich mit ihrem Bruder allein befand, der träumerisch vor sich hinblühte. „Ich traue diesem lahmen Deutschen nicht, in seinem Gesicht liegt etwas, was mir nicht behagt.“

Henry Didier blühte erstaunt auf.

„Unfinn! Was sollte darin liegen? Er ist in der Tat ein armer Teufel, der weder Familie noch Freunde hat; er dankt Gott, daß ich mich seiner annehme.“

„Und Cécilie?“ fragte sie scharf.

„Dah, sie sieht in ihm nur einen Freund, weiter nichts. Eher möchte ich glauben, daß das deutsche Fräulein sich Hoffnungen auf ihn macht. Hast Du vielleicht etwas derartiges entdeckt?“ Sein stehend geordneter Blick ruhte voll ungeduldiger Erwartung auf ihrem hageren Gesicht.

„Nein, daran glaube ich nicht,“ und ein boshaftes Lächeln umgürtete ihre Lippen. „Das Mädchen wird nach einigen Tagen heimreisen und dann wohl nicht wieder zurückkehren.“

„Man müßte hier eine gute Stelle für sie suchen,“ sagte er, die Spitzen seines Anebelbartes drehend.

„Wozu die Mühe? Was kümmert sie uns? Cécilie kann später doch nicht mit der Gouvernante verkehren; es ist nun an der Zeit, daß sie in die Gesellschaft eingeführt wird.“

„Damit verschone mich,“ rief er ärgerlich. „Sie soll Garnier heiraten, ihm will ich es überlassen.“

„Du sprachst vorhin anders.“

„Na, ja, wenn sie nicht will, werde ich sie nicht zwingen, aber dann mag sie auch selbst zusehen, wie sie einen Mann bekommt.“

Cécilie trat in diesem Augenblicke, eine Arie trällernd, ein; sie hatte ihre Freundin Leontine verlassen, weil diese in einigen Tagen ihrer Mutter die glückliche Ankunft in Brüssel melden wollte.

„So, Du Wildfang, nun haben wir ein Wörtchen miteinander zu reden,“ sagte Didier, „Du konntest mit Garnier reisen und . . .“

„Nein, Onkel, ich konnte es nicht, weil ich ihn verabscheue. In meinen Augen ist er ein Meuchelmörder, und sein Benehmen gegen den Grafen Monterau . . .“

„Kind, ich weiß das alles,“ unterbrach er sie. „Garnier hat sich bei mir gerechtfertigt, als geborener Franzose mußte er sich an dem Kampfe gegen den Feind Frankreichs beteiligen.“

„Vielleicht hassest Du ihn gerade deshalb?“ warf die Tante ein. „Du sympathisierst mit dem Feinde Frankreichs!“

„Woraus willst Du das schließen?“

„Aus der Mühe, die Du Dir gabst, dem Deutschen eine Stelle zu verschaffen.“

Cécilie lachte. „Ich glaube, nicht allein ihm, sondern auch dem Onkel einen Dienst damit zu leisten, denn Graf Monterau rühmt Winters Kenntnisse. Deshalb zu glauben, daß ich für diesen mehr als Freundschaft empfinden müsse, finde ich doch etwas sehr gewagt. Uebrigens kann er eine unglückliche Liebe nicht vergessen, er hat uns beiden das mit dünnen Worten gesagt, als wir ihn seiner Einsilbigkeit und Verstimmung wegen neckten.“

Henry Didier atmete auf, als sei ihm eine Last von der Seele genommen. „Also auch in diesem Punkte ist er ein Pechvogel?“ fragte er, ohne den boshaften Blick seiner Schwester zu bemerken. „Darin sind die Deutschen allerdings lächerlich sentimental; eine unglückliche Liebe vergessen und vergeben sie nicht. Aber Deine Gründe gegen Garnier kann ich nicht anerkennen, Kind; Du wirst Dir's noch einmal überlegen, denn Garnier verlangt Antwort.“

„Ich kann ihm keine andere geben,“ fiel Cécilie ihm in die Rede. „Es ist mir unmöglich, seine Frau zu werden.“

„Didier erhob sich; er hatte die buschigen Brauen finster zusammengezogen; das freundliche Lächeln war von seinen Lippen verschwunden. „Mädchenlaunen, darauf gebe ich nichts. Garnier ist ein braver Mann; die Frau, die seine Liebe besitzt, kann ihn um den Finger wickeln. Ich werde Dich natürlich nicht zwingen, aber ich sag' Dir noch einmal, überlege es Dir gründlich; Deine Weigerung könnte böses Blut machen, und ich habe, wie Du weißt, Garnier bereits mein Wort gegeben.“

„Du hättest mich vorher fragen sollen, lieber Onkel,“ schmollte Cécilie, „ich bin doch die Hauptperson.“

„Es ist also geschehen. Garnier wird wohl bald zurückkehren. Du findest dann Gelegenheit, ihn noch einmal zu prüfen. Was hast Du mit Deiner Freundin verabredet? Will sie wirklich nach Deutschland zurückkehren?“

„In einigen Tagen. Sie würde wieder nach hier kommen, wenn hier eine gute Stelle für sie . . .“

„Dafür laß mich nur sorgen,“ sagte er rasch.

„Ich will ihr ein ausgezeichnetes Unterkommen verschaffen. Rede ihr nur zu, daß sie nicht lange bei ihrer Mutter bleibt, sondern gleich zurückkehrt; sie soll es hier gut haben, besser als in Paris und Chateau Monterau.“

„Dann wird sie wiederkommen,“ sagte Cécilie erfreut. „Lernt sie erst Brüssel kennen, so wird sie es auch lieb gewinnen. Ich will morgen damit beginnen, ihr die schöne Stadt zu zeigen.“

„Ja, ja,“ nickte er lebhaft, „tue das; über meine Kasse kannst Du zu diesem Zwecke verfügen. Morgen werde ich Euch ins Theater führen. Ich komme heute abend vielleicht spät nach Hause, Jeannette, es ist Klubabend; auf mich soll nicht gewartet werden. Gute Nacht!“

Damit ging er, und Tante Jeannette, die mit Daumen und Zeigefinger rastlos über den Rücken ihrer langen Nase strich, sandte ihm einen höhnischen Blick nach. „Lächerlich!“ spottete sie. „Ich glaube wahrlich, er ist verliebt! Alter schüßt freilich vor Torheit nicht, aber er sollte denn doch sein graues Haar bedenken.“

„Wie kommst Du darauf, Tante? Onkel Henry macht ja nie einer Dame den Hof.“

„Dah, was weißt Du davon!“

Es lag ein maßloser Born in ihrem zischenden Ton, und ihr Blick ließ deutlich erkennen, daß sie entschlossen war, sich aus diesem Hause nicht verdrängen zu lassen.

„Ich werde abwarten, was geschieht,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Das aber sage ich Dir schon jetzt, es wäre für uns alle gut, wenn Deine Freundin nicht nach hier zurückkehrte.“

„Das kann ich ihr doch nicht sagen, Tante!“

„Man kann durch die Blume zu verstehen geben, was man nicht gern gerade heraus sagt. Verhinderst Du die Rückkehr Deiner Freundin, Cécilie, so bin ich Deine Verbündete gegen Garnier, im anderen Falle sieh zu, wie Du mit dem Onkel fertig wirst.“

In den Augen Céciliens blühte es nun auch zornig auf; dieses Anerbieten empörte sie. Wenn Onkel Henry Leontine liebte und diese seine Gattin werden wollte, weshalb sollte man den beiden dieses Glück nicht gönnen? Welche Berechtigung besaß Tante Jeannette, schon jetzt Intriguen einzufädeln, um diese Heirat zu hintertreiben?

„Ich bedauere, Dir keine Zusage geben zu können,“ sagte sie mit erzwungener Ruhe. „Der Freundin kann ich nicht verbieten, hierher zurückzukehren, und Deine Befürchtungen teile ich nicht. Was Garnier betrifft, so muß doch jeder auf seiner Seite stehen, der es ehrlich mit mir und meinem Glücke meint, nötigenfalls fechte ich auch diesen Kampf allein aus. Leontine wird wohl jetzt mit ihrem Brief fertig sein und mich erwarten: ich bringe sie hierher. Sei gegen sie nicht unfreundlich, sie hat ja von dieser Liebe des Onkels keine Ahnung.“

Tante Jeannette blickte zornig auf die Tür, hinter der das Mädchen verschwunden war, und brummte einige verständliche Worte vor sich hin; dann verließ auch sie den Salon, um den Befehl zu geben, daß der Tee im Speisezimmer serviert werde.

Theobald erkannte schnell, daß die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, schwieriger war, als er glaubte. Sein Aufenthalt im Hause Dibiers blieb streng auf die Arbeitsstunden beschränkt, mit Didier selbst kam er wenig in Berührung. Arbeit fand er genug; die Geschäfte waren, soweit er es beurteilen konnte, durchaus ehrenhafter Natur. Er durfte in den ersten Tagen nicht viel forschen und fragen, wenn er nicht Argwohn erregen wollte, und Herr Labelle, der alte Buchhalter, war ein sehr misstrauischer Mann.

Er hatte versucht, sich demselben in freundschaftlicher Weise zu nähern; er hatte ihn zu einer Flasche Wein eingeladen, ihm den gemeinsamen Besuch des Theaters vorgeschlagen, aber alle diese Versuche waren gescheitert.

(Fortsetzung folgt.)



**Die Schrecken moderner Kriege.** Von den neuen höchst sinnreichen, aber grausamen Mitteln der Verteidigung, die die Russen in der Mandschurei bis zur Vollendung ausgebildet haben, hat der japanische Leutnant Nakamura, der in Kuroki's Heer im Felde stand, im „American“ eine schrecken-erregende Schilderung entworfen. Die große Schlacht bei Liaujang enthielt zum ersten Male die neuen russischen Verteidigungsmethoden. Beim Vorrücken wurden die japanischen Truppen vor der ersten russischen Verteidigungslinie durch meilenweit gezogene Drahtverhaue zum Stillstand gebracht. Die Pferde der Kavallerie wollten an diese Barrieren nicht heran, und als die Reiter abstiegen und die Drähte durchschneiden wollten, fielen sie wie vom Blitz getroffen nieder — die Drähte waren elektrisch geladen. Wenn dann Tausende von japanischen Infanteristen und Mannschaften des Geniecorps die Drähte zerschnitten und die Pfähle, an denen sie gezogen waren, ausgerissen hatten, und die Japaner langsam Schritt vor Schritt unter dem russischen Feuer vorgerückt waren, barst plötzlich der Boden unter ihnen wie in einem Erdbeben; unter den Drahtverhaue war er ganz mit Schießbaumwolle unterminiert, und sobald sich größere feindliche Truppenmassen darauf angesammelt hatten, drückte der russische General auf einen elektrischen Knopf, und im nächsten Augenblick waren die angreifenden Kolonnen zersprengt. Erschreckt über das fürchterliche Gemetzel, ließ General Kuroki neue Truppen vorrücken, da endlich der Weg zu den russischen Verschanzungen frei schien. Ueber die Leichen von Soldaten und Pferden, über zerrissene Drähte und gestürzte Pfähle stürmten sie vorwärts, bis sie plötzlich vor einem Haun aus Baumstämmen Halt machten. Die kleinen Infanteristen sprangen herüber, fielen aber wie aufgespießt auf spitze Eisenpfähle, die am Boden der tiefen Gräben auf der anderen Seite eingerammt waren. Wieder ließ Kuroki Verstärkungen vordrücken, und während das Horn zum Angriff blies, stürmten sie über die sich windende Masse der Toten und Verwundeten dahin. Aber nach etwa fünfzig Schritten hielt ein tiefer Graben sie auf. Im nächsten Augenblick sprangen sie hinab; ein Regiment nach dem andern krabbelte wie die Ameisen die andere Seite des Grabens hinauf. Dann kam das letzte und grausamste Hilfsmittel der Russen. Auf dem Rande der Brustwehr gerade oberhalb der Japaner stehend, warfen sie Dynamit-Handgranaten hinab; Arme, Beine und Köpfe flogen nach allen Richtungen, und wieder war der Ansturm aufgehalten. Nun brachte Kuroki die Reserven vor. Mit ihnen kamen die leichten Feldgeschütze, und während die Infanterie den mit Blut getränkten Graben hinab- und hinaufstreckte, bestrich die japanische Artillerie die Höhe der russischen Verschanzungen mit Schrapnells, und diese machten dem Bombenversen ein Ende. Dann schwiegen auf Kuroki's Befehl plötzlich die Geschütze; im nächsten Augenblick hatten die Japaner die Verschanzungen erklommen und trieben die Russen mit dem Bajonett zurück. Der Führer in der Erfindung der automatischen Verteidigungsmittel ist General Stadelberg, dessen Redouten bei Liaujang Okus dritte Division zurückschlugen. Bei einem nächtlichen Angriff blieben 3000 Japaner tot zwischen den Drähten und in den Gräben liegen. Die Redouten waren herzförmig gebaut, mit der Spitze gegen den Feind. Sie lagen in einer Ebene und waren von Kornfeldern umgeben. Das Korn war bis zu drei Fuß Höhe abgeschnitten. In der Mitte lag die aus Holz gebaute, mit Stahlbarren verstärkte Kasematte, die die ganze Garnison aufnehmen konnte und mit einer Stahlplatte von  $\frac{1}{2}$  Zoll Dicke bedeckt war; darüber war Erde gehäuft. Eine Brustwehrmauer umgab die Kasematte, die sechs Fuß über der Ebene emporragte. Vorn und an den Seiten fiel sie zu einem acht Fuß tiefen und 12–20 Fuß breiten Graben ab, der unter Wasser stand. In der Mitte der hinteren Seite führte ein Ausgang durch einen engen Graben, der durch eine besondere Redoute und spanische Reiter geschützt war. Außerhalb des Grabens zog sich ein herzförmiger Ring von 18 Fuß breiten Pfählen, über die sich ein dicker Draht-

netz spannte. Parallel dazu lief ein anderer 24 Fuß breiter Ring von spizen Pfählen, auf dessen äußerem Rand ein niedriger Draht gespannt war. Weitere Drahtverhaue schützten gegen einen Frontangriff. Es war das bedeutendste Befestigungswerk, das je angelegt wurde. Oku, Kuroki, Nobzu und alle hohen Offiziere von Oyamas Stab prüften dieses Meisterstück, nachdem es in die Hände der Japaner gefallen war.



**Eine Zusammenstellung wirklich deutscher weiblicher Vornamen** wird den Lesern willkommen sein. Solche sind: Ada, Adele, Adelgund(e), Adelheid, Adeline (Vina), Alwine, Amalie, Anselma, Armgart. — Baltilde(e), Berta, Bithild(e), Bithild(e), Brigitte. — Dietild(e), Dietlind(e). — Eba(e) (fries.), Edelgund(e), Edeltraut, Edith(a), Elfriede, Ella, Ellen, Elsa (= Ilse, in neuerer Zeit aber auch als Verkürzung von Elisabeth aufgefaßt), Emma, Engeline (fries.), Erdmute, Erika (wird in neuerer Zeit von „Erich“ abgeleitet und hätte darnach mit griech. eroiko, lat. erica = Heidekraut, nichts zu tun), Erna, Erntraut, Ernesta (für Ernestine). — Ferdinande, Fredegund(e), Frida, Friederike, Friedrun. — Genoveva, Gerda (Berta), Gertrud(traut), Gesine, Gisela, Gudrun. — Habburg, Hadumod, Hedwig (Hedda), Helga (russ. Olga), Helma, Herlind(e), Hermine (= Irmina), Herta, Hilba, Hildegard, Hildegund(e), Hilbrun, Hulba. — Ida, Ilse, Imma (= Emma), Ingeburg, Ingwelde, Irma, Irmen(traut), Jutta (Guda). — Karola, Karoline (Vina), Klottild(e), Kunigund(e), Liebitrud(traut), Linda, Ludowike (Ludwiga), Luitgard, Luthild(e). — Malwine, Matilde, Mechthild, Minna. — Nora. — Ortrud, Ortrun, Osberta, Ottilie. — Rabegrund(e), Regina, Reinhild(e), Richa, Richild(e), Rosa, Rosamunde, Roswita, Rotraut. — Selma (von Anselma), Siglind(e). — Tilba, Trudhild(e), Tusnelba (so lateinisch — richtiger wohl Turs(in)hilda von turs = Riese). — Ulrike (von Ulrich). — Walburg (Walpurga—gis), Wilfriede, Wilhelma (Wilma), Wolfrade, Wolhild(e), Wolfrud(traut).

**Das Volk der Basken** ist von dem als Anthropologen bekannten französischen Militärarzt Dr. Collignon zum Gegenstand genauer Untersuchungen gemacht worden, aus denen sich im Verein mit älteren Beobachtungen ein Ueberblick über ihr Verhältnis zu anderen Völkern gewinnen läßt. Die französischen Basken unterscheiden sich scharf von denen in Spanien. Erstere sind kurzschädelig, letztere langschädelig. Beiden eigentümlich sind dagegen gewisse Schädelmerkmale, die bei sämtlichen Nachbarn fehlen. In Spanien findet man den baskischen Typus nur noch selten rein erhalten. In Frankreich ist das anders. Dem Anthropologen, der von den Landes- oder Bearn-(Basses)-Pyrenäen aus das Baskenland betritt, fällt sogleich die gänzliche Verschiedenheit im Körperbau der Bewohner auf. Die Basken sind durchschnittlich von viel höherem Wuchs als die eigentlichen Franzosen; sie haben eine breite Brust, und die Schultern besitzen die edige Form, die an den ägyptischen Bildsäulen auffällt, auch der Brustumfang ist größer, als bei irgend einer französischen Rasse. Am Kopfe ist besonders auffallend die starke Erweiterung des Schädels oberhalb der Schläfen, ein dieser Rasse ausschließlich eigentümliches Merkmal, welches das Längen-Breitenverhältnis des Schädels so beeinflusst, daß ein Kurzschädel herauskommt, während es sich eigentlich um einen Langschädel handelt; die französischen Basken sind nach Collignon „falsche Brachycephalen“ (Kurzschädel). Die Eigenschaften, durch die sich die spanischen Basken von ihren Brüdern in Frankreich unterscheiden, sind ganz dieselben, durch die sie sich den Spaniern im allgemeinen nähern. Daraus läßt sich schließen, daß es sich hier um Mischlinge handelt. Warum nun die spanischen Basken sich mit anderen Rassen gekreuzt haben, während die in Frankreich größtenteils unvermischt geblieben sind, erklärt sich aus der Geschichte dieser Stämme. Von der iberischen Bevölkerung der spanischen Halbinsel hatten sich während der Römerherrschaft einige Stämme mit einer Zähigkeit, die auch ihre Nachkommen, die heutigen Basken, noch zeigen, im Kantabrischen Gebirge oder am Südrand der Pyrenäen in halber Unabhängigkeit erhalten; das waren die Barduler, Kartiker, Antigonon und

**Bastonen.** Besten wurden durch die Westgoten aus ihren Siben verdrängt und nahmen etwa um 587 die fast entvölkerten Ebenen Aquitaniens, d. h. der südöstlichen Gde Frankreichs in Besitz. Als dann die Araber Spanien eroberten, flüchteten sich Vertreter aller spanischen Völkerschaften in die Berge und gaben Veranlassung zum Entstehen einer Mischlingsbevölkerung, die aber die Sprache der ursprünglichen (baskischen) Bewohner beibehielt und deren Nachkommen die heutigen Basken in Spanien sind.



**Helen Kellers Loblied der Hand.** Herder hat zuerst die deutsche Völkerei in das Wunderland des Tastsinns geführt. Von dem schnell verflungenen Wortbild und der bald entschwindenden Erscheinung des Auges wies er auf die warme, sinnlich tiefe Anschauung, die die fühlende Hand uns darbietet, und zeigte, wie in dem sensitiven Aufspeichern der Tastsinnsgefühle der reiche Nährboden für alles künstlerische Erfassen ruht. Wie eine Bestätigung dieser Anschauungen erscheint das Loblied auf die Hand, das die in der letzten Zeit auch bei uns durch ihre Selbstbiographie bekannt gewordene taubstumme blinde Helen Keller im „Century Magazine“ ankündigte. Ihr, der das Gesicht, das Gehör und die Sprache versagt waren, und die auch in tiefer geistiger Nacht dahindämmerte, wurde die Hand eine Führerin in eine eigenartige Welt, die sie selbst fesselt und zu schilfern vermochte. Wir geben einige markante Stellen aus ihrem Aufsatz wieder: „Meine Hand ist für mich, was dir Hören und Sehen bedeutet. Es ist die Hand, die mich mit der Welt der Menschen verbindet, mit der ich denselben Weg wandere wie du, das gleiche Buch lese, dieselbe Sprache spreche. Die Hand ist mein Fühler, den ich durch Einsamkeit und Nacht hinausstrecke nach dem Leben und der Lust. Damit, daß ein kleines Wort aus einer fremden Hand in die meine tropfte, begann meine Freude und meine Lebenskraft. Alles, was mich berührt, was mich durchbebt, das ist eine Hand, die aus dem ewigen Dunkel mich anrührt, und diese Berührung ist mir Wirklichkeit. Das köstliche Zittern eines Schmetterlingsflügels auf meiner Hand, die schwellende Blütenknospe einer Blume, die klare, feste Linie eines Profils, die wohlige Rundung eines Pferdenadens oder die samtartige Kühle einer Hundenasen — diese und tausend ähnliche Gefühle, sie bauen meine Welt auf, sie bilden meine Erlebnisse. Vielfache Assoziationen von Tastsinnsgefühlen geben meinem Weltbild, auch ohne, daß es von Farben belebt, von Klängen durchtönt ist, eine große Reichhaltigkeit, lassen mich Schönheit und Macht, Komik und Tragik tief empfinden. Die Oberfläche der Dinge hat für mich unzählige Verschiedenheiten. Die Kühle einer Wasserlilie ist verschieden von der Kühle eines sommerlichen Abendwindes und verschieden wieder von der Kühle eines milden Regens. Der Samt einer Rose fühlt sich anders an als eine reife Pfirsiche oder die Wange eines Kindes. Man kann in Linien und Kurven nicht nur die Gesetze der Schönheit, sondern auch der Moral in sich einfühlen. Eine gerade Linie bedeutet in ihrem geraden, unaufhaltsamen Vorwärtstreben die starre Pflicht, die nicht nach rechts oder links abbiegen darf in die Seitenwege der Lüge und der Sünde. So tauchen Linien vor mir auf, gebogene und gebogene, answellende und absinkende, voll von plötzlichen Wendungen und Biegungen, von sanften Ausklängen und jäh abbrechenden Dissonanzen, ein stetig wechselndes Meer, das aufquillt und lebendig rauscht unter meinen tastenden Fingern. So ist auch mir die Welt der Schönheit aufgeschlossen, obwohl ich meine Hand nicht ausstrecken kann nach dem glühenden Farbenspiel eines Sonnenunterganges, noch hinfahren nach den blauen Unendlichkeiten des Himmels. Was wäre meine ganze Welt ohne Phantasie und Einbildungskraft! Sie wäre ein schweigender und toter Garten, in dem vereinzelte Schatten hin- und her taumeln. Aber da das Auge meines Geistes der Schönheit geöffnet ist, so blühen auch unter meinem Fuße Blumen, der Blütenbaum neigt seine Zweige über mich hin und streut mir seine

Blüten ins Haar.“ Auch in dem Händedruck eines anderen Menschen, in dem Gesicht der Leute, die zu ihr reden, fühlt Helen Keller unendlich viel mehr, als gewöhnliche Menschen, die sehen und hören. „Mögen die Schönheiten des Gesichtes mannigfache sein, auch die Schönheiten der Hand sind vielfache und reiche. Auch der Tastsinn hat seine Ekstasen. Die Hände bedeutender Menschen sind wundervoll beweglich und vielsagend. Aus ihren Fingern strahlen Gedanken und Herrlichkeiten aus. Wie weich und zart sind die Hände kleiner Kinder, wie noch verschlossene Blüten.“ Helen Keller schließt ihren Hymnus auf die Hand mit den Worten: „Geseget sei die Hand. Dreimal geseget die, die arbeitet!“

## Gemeinnütziges.

**Warnung vor Taschendieben!** Seit die Reisezeit begonnen hat, liest man in den Zeitungen von häufigen Taschendiebstählen, namentlich in den D-Bügen. Nicht nur der größere Verkehr begünstigt das Diebeshandwerk, sondern namentlich die Hitze. Ja, die Hitze! Denn die Herren tragen ihre Röcke offen, und da ist es im natürlichen oder — wie so oft — künstlich gemachten Gedränge für den geübten Dieb eine Kleinigkeit, eine Uhrkette abzuknipfen oder eine Brieftasche zu stehlen. Der Taschendieb ist regelmäßig ein elegant gekleideter Mann, den nach seiner Haltung und seiner ganzen äußeren Erscheinung niemand für das halten würde, was er tatsächlich ist. Dieses Äußere ist die Vorbedingung für seine erfolgreiche Tätigkeit, die er auf den Bahnhöfen, in den Bügen, im Theater und sonst überall da entfaltet, wo etwas los ist und sich viele Menschen zusammenfinden. Die meisten Opfer machen es den Dieben leicht. Wenn sie z. B. den Anschlag: „Warnung vor Taschendieben!“ lesen, so greifen sie unwillkürlich nach ihrer Brusttasche oder nach ihrer Geldbörse usw. und verraten so dem Diebe, daß und wo sie Wertgegenstände bei sich führen. Hier einige Winke, wie man sich vor Taschendieben schützen kann. Zunächst begeben man sich nicht ins Gedränge. Ist das aber nicht zu vermeiden, so knöpfe man den Rock fest zu und halte eine Knopfstelle mit der Hand; dann kann der Rock nicht aufgeklopft werden, ohne daß man es merkt. Geht man, z. B. im Theater, mit offenem Rock, so wickle man die Uhrkette um den Daumen. Brieftasche und dergl. trage man nie im Rock, sondern in einer zugeknüpften Tasche, die sich im Westenfutter befindet. Ein internationaler D-Bügel-Dieb, der sieben Jahre Zuchthaus bekam, hatte das gestohlene Geld in einem doppelten Einsack seines Jacketthembes versteckt, wo es erst entdeckt wurde, als er durch große Angst um seine Wäsche den Weg zeigte. So kann man auch von dem Gegner lernen. Bei der Verhandlung gegen diesen Gauner kam es auch zur Sprache, wie diese gefährliche Bande operierte. Der eine Dieb trug seinen Sommerüberzieher plaidartig auf der Schulter; hinter ihm ging sein Genosse. Beide kamen von einer Seite in den schmalen Gang des D-Wagens. Der dritte Gefährte kam von der andern Seite. Auf diese Weise entstand ein Gedränge der Passanten, die mit dem Handgepäck in der Hand völlig hilflos waren. Ein Griff des Überzieherträgers mit der linken Hand, die gestohlene Brieftasche reißt er unter dem Überzieher durch nach hinten, der Genosse ergreift sie — in zwei Sekunden ist alles geschehen, und niemand wagt es, gegen die elegante Bande auch nur einen Verdacht auszusprechen. Während der Pariser Weltausstellung übten auf dem Kölner Hauptbahnhof zahlreiche Gauner so ihr böses Gewerbe aus, bis schließlich der Hauptverbrecher gefaßt wurde. Auch in diesen Fällen war es stets der offengelegte Rock, der den Diebstahl ermöglicht hatte. Den Damen kann man nur raten, ihre Handtaschen, in denen sie ihr Geld und andere Wertgegenstände aufbewahren, nicht lang herunterhängen zu lassen oder sie gar am Gürtel zu tragen. Fest und kurz gehalten und die Hand über dem Bügel — das ist eine gute Schutzmaßregel. Die beste aber ist die Vorsicht. Wenn man Bestohlene hört, so ist das erste Wort: Ich dachte gar nicht an die Möglichkeit eines Diebstahls — daran soll man aber bei jeder größeren Ansammlung von Menschen auf Straßen, Bahnhöfen usw. denken und danach handeln. Das ist der richtige Weg, um sich vor dem Taschendiebe zu schützen.